



# NESSA

DIE WIEDERAUFERSTEHUNG DER MACHT

LESERPROBE

N. J. WYNTER

## Prolog

Da war er wieder. So oft schon hatte sie ihn gesehen, doch nie auch nur ein Wort mit ihm gewechselt. Er saß auf einem Plastikstuhl in einem endlos langen Korridor. Die Wände waren weiß gestrichen und der Boden mit weißen Fliesen ausgelegt. Das flackernde Licht einer Neonröhre erhellte den Gang. Ein Krankenhaus, mutmaßte sie sofort.

Er stützte den Kopf in seine Hände, die Finger umhüllten sein Gesicht wie ein Mantel aus Fleisch. Er zitterte am ganzen Körper, ein lautes Schluchzen drang aus seiner Kehle. Es klang wie der Laut eines verletzten Tieres. Es klang nach Qual und Pein. Es klang nach Verzweiflung.

Sie näherte sich langsam, bis sie eine Armlänge von ihm entfernt war. Sie wollte nach ihm greifen, ihm Trost spenden, ihm Mut zusprechen, als er plötzlich aufblickte. Er sah sie an. Sie erschrak. Nicht wegen seiner schmerzverzerrten Gesichtszüge oder der geröteten, verquollenen Augen. Nicht wegen seines traurigen Blicks und der Hoffnungslosigkeit, die in ihm zu lesen war. Nein.

Sie erschrak, weil er Blut weinte.

Dicke Rinnsale flossen seine Wangen hinab, hinterließen eine dunkelrote Spur, sammelten sich an Kiefer und Kinn und tropften schließlich zu Boden. Dort bildete sich nach und nach eine immer größer werdende Pfütze.

Sie wich zurück. Sie presste beide Hände auf den Mund, um einen Schrei zu unterdrücken. Sie konnte sich nicht erklären, was das alles zu bedeuten hatte. Das Einzige, was sie wusste, war, dass sie hier fort musste, so schnell wie möglich. Sie drehte sich um und begann, zum rettenden Ausgang zu laufen. Sie war der Verzweiflung nahe, als ein tosendes Geräusch sie zusammenfahren ließ. Außer Atem sah sie über ihre Schulter in die Richtung, wo vor wenigen Augenblicken noch der Mann gesessen hatte. Er war nicht mehr da. Stattdessen wurde sie von einer meterhohen Welle aus Blut verfolgt. Im Bruchteil einer Sekunde wurden die Wände mitgerissen, das Dach zerbarst, der Boden brach auf und dann ... Das Blutwasser erreichte sie. Es umfing ihre Knöchel, umschlang ihre Hüften, ... Gierig verlangte das Blut nach ihrem Leib und riss sie mit sich, zog sie hinab, verschlang sie, doch sie wehrte sich. Ruderte und paddelte aus Leibeskräften. Wollte nicht kampflös aufgeben. Wollte nicht in den Tiefen untergehen. Doch als würde sie jemand an den Füßen packen und hinabziehen, tauchte sie immer weiter in die dunkelrote Flüssigkeit ein.

Das Blut war überall. Es drang über ihre Nasenlöcher, ihre Ohren und ihren Mund hinein in ihr Innerstes. Sie schmeckte seinen eisigen, todesbringenden Geschmack auf der Zunge. Sie schlug wild um sich. Versuchte, irgendwie an die Oberfläche zu gelangen. Doch es gab kein Oben und kein Unten mehr. Kein Vorne und Hinten. Keine Hilfe und Rettung.

„Nein“, war ihr letzter Gedanke, ehe ihr schwarz vor Augen wurde. „Nein. Ich will nicht. Bitte nicht. Lass mich nicht sterben. Nicht jetzt.“

# Teil 1

## Vom Träumen und Wachen

„Komm schon, wach auf!“

Ruckartig schrak Pandemia hoch. Im ersten Moment wusste sie nicht, wo sie war. Ihr Körper war nass vom Schweiß, ihr langes, braunes Haar klebte ihr im Nacken. Ihr Bettlaken war um ihre Beine geschlungen.

„Was ... Wo ... Wie ...“, stammelte sie. Ihre Kehle fühlte sich trocken an, ihre Zunge pelzig. Verschlafen blickte sie auf und erkannte ihre Mitbewohner Beatrice, die mit müdem Blick an ihrem Bett stand.

„Du hast schon wieder schlecht geträumt. Ich habe dich bis ins Nebenzimmer schreien gehört.“ Langsam setzte sich Beatrice auf die Bettkante.

„Es tut mir leid“, keuchte Pandemia, während sie nach der Wasserflasche griff, die neben ihr auf dem Boden stand. Sie nahm einen kräftigen Schluck.

„Du kannst nichts dafür, aber deine Träume häufen sich und allmählich ...“ Beatrice rang sich ein gequältes Lächeln ab. „Versteh mich nicht falsch, aber ich brauche auch meinen Schlaf. Und es ist nicht schön, immer wieder durch dein Geschrei geweckt zu werden. Außerdem macht es mir Angst. Ich glaube nicht, dass ich das noch lange aushalte.“

„Ich verstehe das“, pflichtete Pandemia ihr bei, obwohl sie selbst nur wenig verstand. Natürlich konnte sie die Gedanken und Gefühle ihrer Mitbewohnerin nachvollziehen, doch der Rest war ihr schleierhaft. Woher rührten ihre Albträume, die sich ständig wiederholten? Alleine im letzten Monat konnte sie sich an sieben Nächte erinnern, an denen sie von den gleichen, schrecklichen Bildern heimgesucht worden war. Inzwischen kamen sie immer häufiger und die Abstände zwischen ihnen wurden kürzer, doch Pandemia konnte sich weder erklären, warum dies so war noch wodurch sie überhaupt ausgelöst wurden. In ihrer Verzweiflung hatte sie vor einiger Zeit sogar einen Psychiater aufgesucht. Sie hatte sich erhofft, dass er den Auslöser finden und ihre missliche Lage dadurch beenden würde. Doch es hatte nichts gebracht. Weder die Gesprächstherapie noch die Medikamente, die sie anschließend nehmen musste, hatten irgendetwas verändert. Manchmal glaubte Pandemia, die Albträume seien ein Teil von ihr, ob sie wollte oder nicht.

„Vielleicht sollten wir morgen – oder besser gesagt: später – darüber reden?“ Beatrice gähnte. „Dann sehen wir, wie es mit uns zwei Hübschen weitergeht. In Ordnung? Ich geh dann mal wieder ins Bett. Schlaf gut, gute Nacht.“

Noch lange nachdem Beatrice in ihr Zimmer zurückgekehrt war, lag Pandemia wach. Sie ahnte, was nun folgen würde. Die gleiche Geschichte, die sie in den letzten Jahren mit jedem ihrer inzwischen sieben Mitbewohnern erlebt hatte. Zunächst hatten sie Verständnis für Pandemia gezeigt, doch mit der Zeit waren sie es leid geworden, mitten in der Nacht von Pandemias Geschrei geweckt zu werden. Also waren sie gegangen. Einer nach dem anderen. Manch einer ging mit gut gemeinten Ratschlägen, manch anderer wortlos. Sie versprachen, in Kontakt zu bleiben, doch keinen Einzigen von ihnen sah sie jemals wieder.

Nicht, dass dies Pandemia sonderlich gestört hätte. Sie war es gewohnt, allein zu sein, denn das war sie schon ihr ganzes Leben lang gewesen. Sie war als Waise aufgewachsen, da ihre Mutter bei der Geburt gestorben war und ihr Vater sich daraufhin das Leben genommen hatte. Von ihren Eltern war ihr also nichts außer ihr ungewöhnlicher Name geblieben, den ihr Vater damals im Krankenhaus angegeben hatte. Sie hatte nie erfahren, wer sie eigentlich war, woher sie stammte, wo ihre Wurzeln lagen. Sie hatte nie ein liebevolles Zuhause

kennengelernt, denn da es keine anderen Verwandten gab, war sie in einem Heim aufgewachsen. Zwei, drei Mal hätte eine Familie sie fast adoptiert, doch dann hatten stets die Alpträume wieder angefangen. Ehe sich die kleine Pandemia versehen konnte, wurde sie wieder zurück ins Heim gebracht, und der Traum von einem richtigen Zuhause platzte förmlich über Nacht. Dennoch gelang es ihr, sich ein gutes, solides Leben aufzubauen. Sie war nie auf die schiefe Bahn geraten, war stets eine ausgezeichnete Schülerin gewesen und hatte sich ihren großen Wunsch, eines Tages zu studieren, durch fleißiges Lernen und kleinere Aushilfsjobs erfüllt. Sie hatte ihr Leben bisher gut gemeistert. Doch ohne Familie aufzuwachsen, machte einsam, ob man es wollte oder nicht.

Neun Tage nach dem nächtlichen Gespräch zog Beatrice aus. Pandemia war allein. Wieder einmal allein in der viel zu großen Wohnung. Wieder einmal alleingelassen von einer vermeintlichen Freundin, die doch keine war. Und das ausgerechnet heute. Ihrem einundzwanzigsten Geburtstag.

Beatrice hatte ihr zum Abschied nicht einmal gratuliert. Doch Pandemia warf ihr dies nicht vor, denn sie hatte ihrer Mitbewohnerin das Datum ihres Geburtstags nur beiläufig mitgeteilt. Sie feierte ihn nicht und mochte es auch nicht, von anderen beglückwünscht zu werden. In ihren Augen war dies ein Tag wie jeder andere sonst auch, weswegen sie auch nichts anderes tat als an all den anderen Tagen des Jahres. Sie saß ein wenig vor dem Fernseher und ging anschließend zu Bett.

Kaum, da sie eingeschlafen war, spulten sich die Schreckensbilder ihres schlafenden Geistes erneut ab. Zunächst waren da der endlos lange Korridor, der Mann, das Blut, die Verzweigung, die Bedrohung durch den nahenden Tod, doch dann ... Zum ersten Mal gab Pandemia nicht auf. Als sie das Blutwasser fast eingeholt hatte, begann sie, noch schneller zu laufen als zuvor. Sie mobilisierte all ihre Kräfte und lief um ihr Leben. Und tatsächlich schaffte Pandemia es, dem Blutwasser zu entkommen. Sie erreichte den Ausgang, öffnete die Türe und rannte hindurch in der Hoffnung, Zuflucht zu finden, als sie ... Pandemia erstarrte. Sie glaubte ihren Augen nicht trauen zu können. Sie stand auf einer satten, grünen Wiese mit unzähligen Blumen in allen möglichen Farben, Formen und Größen. Der helle Himmel war wolkenlos und glanzvoll stand die Sonne hoch am Firmament. In der Ferne, inmitten eines kleinen Tals zwischen den baumbewachsenen Bergen, war ein weißer Palast mit einer angrenzenden Stadt zu sehen. Von dem weißen Korridor und der Türe, durch die sie soeben gekommen war, war nichts mehr zu sehen. Als hätte nichts davon je existiert.

Noch ehe Pandemia realisieren konnte, was hier überhaupt geschah, tauchte ein blaues Licht auf. Es eilte förmlich auf sie zu, und je näher es kam, umso deutlicher wurde erkennbar, was es war: ein Schmetterling mit schimmernden Flügeln. Er begann, sich um die eigene Achse zu drehen. Zeitgleich kam aus seinen Schwingen eine Art Nebel, der sich immer weiter ausbreitete. Pandemia kniff die Augen zusammen und wedelte mit den Händen umher, um den Nebel fortzujagen, als schemenhaft eine Gestalt darin auftauchte. Ehe sich Pandemia versah, stand vor ihr eine wunderschöne Frau mit einem ebenmäßigen Gesicht, vollen Lippen und einer kleinen Stupsnase. Ihre Haut war weiß und schimmerte wie Porzellan. Das lange Haar fiel in Wellen über ihre schmalen Schultern den Rücken entlang. Es war azurfarben mit hellgrünen, honiggelben und türkisfarbenen Strähnen. Ein fliederfarbenes Kleid umschmeichelte ihren schlanken Körper. Hellblaue Augen starrten auf Pandemia hinab, kleine glitzernde Fünkchen waren darin zu erkennen, als säumten am schönsten Sommerhimmel Tausende Sterne den Horizont. Doch am eindrucksvollsten war die Ausstrahlung, die von der Frau ausging. Sie war umgeben von einer Aura aus Wärme, Liebe

und Glück. Pandemias Körper begann zu pulsieren, während ein warmes Kribbeln sie durchströmte. Ohne es beabsichtigt zu haben, begann sie zu lächeln.

„Das ist echt der verrückteste Traum, den ich jemals hatte“, murmelte sie kaum hörbar. Das Wesen vor ihr lächelte – das wunderschönste und atemberaubendste Lächeln der Welt –, bevor die zarte, harfenähnliche Stimme sprach: „Aber Pandemia ... Das ist kein Traum.“

## **Der Palast**

„Was soll das bedeuten? Wieso sollte das kein Traum sein? Und woher kennst du meinen Namen?“ Pandemia musterte die Unbekannte mit staunendem Blick.

„Ich weiß, dass dies alles sehr eigentümlich für dich sein mag, aber glaube mir, wenn ich dir sage, dass du keinesfalls träumst. Ganz im Gegenteil. Zum ersten Mal in deinem Leben bist du wirklich aufgewacht.“

„Aber ich ...“ Pandemia schüttelte den Kopf und schloss die Augen, um besser nachdenken zu können. „Ich meine, ich bin doch vorhin zu Bett gegangen? Dann bin ich eingeschlafen und jetzt bin ich hier. Ich muss träumen.“

„Ach, meine Liebe, ich kann deine Irritation nachvollziehen. Es klingt bestimmt unglaublich für dich, wenn ich sage, dass du hier an einem realen Ort bist. Aber das bist du, und ich möchte dir gern alles erklären. Was hältst du davon, wenn du mich zu mir nach Hause begleitest?“ Die Fremde zeigte auf die Stadt in der Ferne. „Dort kann ich dir in Ruhe all deine Fragen beantworten.“

Überrascht zog Pandemia die Augenbrauen hoch. Ihre Vernunft sagte ihr, dass es unmöglich war, dass dies alles real war. Es konnte nicht sein. Niemand konnte einschlafen und in einer anderen Welt aufwachen.

Ein anderer Teil aber flüsterte ihr zu, dass sie der Frau folgen sollte. Selbst wenn dies nichts weiter als ein Traum war, so war sie bisher noch nie so weit gekommen. Stets war sie zuvor aufgewacht und ihr war nichts geblieben außer dem bitteren Nachgeschmack jener Angst, die sie während des Schlafens gespürt hatte. Wenn sie mit der Fremden ging, würden die Alpträume vielleicht endlich aufhören und Pandemia dadurch ein neues Leben beginnen können.

Es sprach daher nichts dagegen, der Frau zu folgen, weswegen Pandemia schließlich antwortete: „Gut, ich gehe mit dir.“ Und während sie mit zusammengekniffenen Augen in die Ferne starrte, ergänzte sie: „Da werden wir wohl ein gutes Stückchen gehen müssen.“

„Über die Entfernung brauchst du dir den Kopf nicht zu zerbrechen.“ Die Frau lachte kurz auf. „Mit dem Boot werden wir in Windeseile in der Stadt sein.“

„Mit welchem Boot? Hier ist doch weit und breit kein ...“ Pandemia hielt mitten im Satz inne. Zu ihrer Rechten war plötzlich ein Fluss zu sehen. Ein Fluss, der – wie sie auf ihr Leben hätte schwören können – zuvor noch nicht dort geflossen war. Und als wäre das nicht genug, schwamm ein weißes Boot im Wasser. Beinahe schwebend glitt die Fremde über den Boden in die Richtung des kleinen Gefährts und blieb daneben stehen. Auffordernd sah sie in Pandemias Richtung, die mit den Schultern zuckte, ehe sie der Fremden folgte.

Mit jedem zurückgelegten Meter wurde die anfangs weit entfernte Stadt größer, bis die Reisenden ihre Grenzen passierten. Der Fluss schlängelte sich auch hier wie eine Straße quer durch die Stadt und bahnte sich seinen Weg an zahlreichen Häusern, Hütten und den eigentümlichen Bewohnern vorbei. Viele von ihnen sahen durchaus menschlich aus, andere aber hatten eine äußere Erscheinung, wie sie Pandemia noch niemals zuvor erblickt hatte. Riesen und Zwerge waren ebenso unter ihnen wie Wesen, die wie Tiere aussahen, sich aber



wie Menschen fortbewegten. So unterschiedlich sie aber auch allesamt aussahen, hatten sie eins gemein: Jeder von ihnen machte einen zufriedenen, gelassenen Eindruck.

Sie fuhren weiter, bis sie bei dem imposanten Palast ankamen, der das Zentrum bildete. Die Fassade schimmerte elfenbeinfarben, doch stellenweise glitzerten Lichtreflexionen in unzähligen Schattierungen von Gelb über Orange und Rot, von Grün bis zu Blau und Violett, von Braun über Grau bis Schwarz. Standhaft erhoben sich die Zinnen dreier Türme bis zum Himmel.

Sachte schipperte das Boot die letzten Meter auf dem Fluss dahin, bis es an einer kleinen Anlegestelle halt machte. Vorsichtig kletterte Pandemia auf den Steg und sah sich neugierig um, als sie bemerkte, dass sowohl der Fluss als auch das Boot verschwunden waren. Ehe sie jedoch eine Frage stellen konnte, sagte die Unbekannte: „Wir sind angekommen in meinem Heim. Dies ist der Palast Ephisan.“ Sie zwinkerte fröhlich in Pandemias Richtung. „Wenn du mir folgst?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, ging die Fremde voran durch das Tor. Sogleich schloss Pandemia zu ihr auf. Sie kamen in eine hohe und weite Halle. Der Boden war mit Marmor ausgelegt. Durch die gläsernen Wände flutete das Sonnenlicht und ließ den gesamten Raum erstrahlen. Von der Decke, die so hoch war, dass man sie nicht erblicken konnte, hingen bunte Girlanden und Bänder in den unterschiedlichsten Farben herab. Überall standen meterhohe, weiße Statuen, an denen sich efeuartige Ranken emporschlängten. Hektisches Treiben herrschte in der Halle, auch hier tummelten sich allerhand eigentümliche Gestalten.

Doch Pandemia hatte keine Gelegenheit, sich in Ruhe umzusehen, denn die Frau ging eiligen Schrittes voran und tauchte immer tiefer in den Palast ein, bis sie bei ihrem Gemach angekommen waren.

„Setz dich wohin du willst“, sagte die Fremde, nachdem sie es sich selbst auf einem großen, rot gepolsterten Lehnstuhl gemütlich gemacht hatte. Ein Feuer knisterte im Kamin und erhellte den sonst dunklen Raum. Sie wartete, bis Pandemia Platz genommen hatte, ehe sie sprach: „Zunächst möchte ich dich willkommen heißen und sogleich mein Versäumnis nachholen, mich bei dir vorzustellen. Mein Name ist Ephtalia. Wie versprochen werde ich dir gerne erklären, wo wir sind und wie du zu uns gekommen bist. – Tee?“ Die Frage kam so abrupt, dass Pandemia lediglich irritiert den Kopf schüttelte. „Ich schenke dir dennoch welchen ein, falls du später etwas möchtest.“ Ephtalia füllte eine Tasse mit einer dampfenden Flüssigkeit. „Wie bereits erwähnt, befinden wir uns hier in meinem Palast Ephisan. Die Stadt, die wir soeben durchquert haben, nennt sich Ephmoria. Sie ist einer von vielen Orten in diesem Land.“

„In diesem Land?“, fragte Pandemia stirnrunzelnd.

„Ja, in diesem Land.“ Ephtalia lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, während sie vorsichtig an ihrer Tasse Tee nippte. „Wir sind auf Nassuns, einer Insel, die mitten im Meer liegt. Das Land ist ...“

„Warte kurz“, unterbrach Pandemia ihre Gastgeberin sogleich. Ohne es zu bemerken, hatte sie begonnen, nervös mit den Fingern auf die Armlehne zu trommeln. „Ich war zwar nie wirklich gut in Geografie, aber wenn jemand irgendwann einmal ein Land namens Nassuns erwähnt hätte, könnte ich mich daran erinnern. Noch dazu, weil hier derart komische Wesen herumlaufen.“

„Du konntest auch noch nie davon hören. Davon abgesehen, dass das Wissen um die Existenz dieses Ortes bei euch in Vergessenheit geraten ist, ist das Land für eure Augen unsichtbar.“

„Unsichtbar?“, schmunzelte Pandemia. „Wie kann ein ganzes Land unsichtbar sein? Und wen oder was bezeichnest du hier als ‚euch‘?“

„Lass mich einfach erzählen. Viele deiner Fragen werden sich erübrigen, und den Rest beantworte ich dir gern danach“, bat Ephtalia lächelnd, aber mit Nachdruck. „Vor Jahrhunderten existierte die Erde in einer anderen Form, als du sie heute kennst. Damals gab es eine vereinte Welt, in der neben nichtmagischen Menschen auch magische Geschöpfe lebten.“ Magische? Hatte Pandemia richtig gehört? „Es war eine schöne Zeit damals. Das Leben gestaltete sich friedlich, und wir alle verbrachten unsere Tage glücklich, Seite an Seite. Doch dann änderte sich alles, denn ein großes Unheil brach über die Erde herein und veränderte sie für immer.“ Ein Holzsplitter knackte im Kamin, als wolle er die Schwere dieser Aussage unterstreichen. Beinahe zeitgleich legte sich ein Schatten über Ephtalias Gesicht, der sie mysteriös und undurchschaubar werden ließ. Mit gesenkter Stimme fuhr sie fort: „Viele Jahre der Entbehrungen und der Not suchten das Land und seine Bewohner heim. Schreckliche Taten wurden verübt, schlimme Dinge geschahen. All dies führte schlussendlich dazu, dass die Welten getrennt wurden. Es entstanden Nassuns – das Land der Magie – und Edox – die Welt der Nichtmagier. Nassuns wiederum ist getei-

„Stopp!“ Pandemia hob die Hände und unterband den Redefluss ihres Gegenübers. Ihr schwirrte der Kopf, und all die Worte ergaben keinerlei Sinn. „Das ist sehr viel Information auf einmal. Du willst mir also weismachen, dass wir hier in einem unsichtbaren Land sind, wo es Magie gibt. Kleine, verrückte Zauberer mit weißen Bärten, die ihre Zauberstäbe schwingen und ... keine Ahnung ... irgendeinen Hokusfokus aufführen?“

„Nicht so ganz, nein.“ Ephtalia lachte kurz auf. „Vieles gestaltet sich hier anders, als du jetzt glaubst. Ich weiß, dass auf Edox eine andere Idee darüber vorherrscht, was Magie ist. Doch sie hat in diesem Land nichts mit dem gemein, das du kennst. Wir nutzen die Schwingungen und Energien des Landes.“

„Die was?“

„Es ist folgendermaßen: Von jedem Ding, jedem Tier, jedem Gegenstand gehen Schwingungen aus. Diese können wir mithilfe unserer Fähigkeiten anrufen und somit Zauber vollbringen. Beispielsweise können wir Illusionszauber erzeugen oder Dinge zu uns rufen, die zu uns gehören. Oder aber wir errichten Schutzzauber mithilfe der Energien des Landes. Einen solchen Schutzwall haben wir auch um das magische Land Nassuns gezogen.“ Ephtalia formte mit einer Handbewegung eine unsichtbare Kuppel. „Er ist wie eine Art Glashaube, die alles unsichtbar macht, was sich darin befindet. Doch mehr noch. Dieser Schutzzauber schafft es nicht nur, das magische Land unsichtbar zu machen. Er vermag auch, euch davon abzuhalten, die Grenzen zu passieren – sowohl auf physischem Weg, als auch auf geistiger Ebene.“

„Auf geistiger Ebene?“, hakte Pandemia nach.

„Ja.“ Ephtalia breitete beide Arme aus. „Alles ist Schwingung, alles ist Energie – auch der Mensch. Seine Schwingungen und Energien werden als Seele oder Geist bezeichnet. Im Wachen sind diese Schwingungen an den irdischen Körper und die Gesetzmäßigkeiten seiner Welt gebunden. In der Nacht aber, während man schläft, können sie sich überallhin bewegen. Euer Geist ist dann frei und kann bis in die entferntesten Ecken der Welt reisen. Die Bilder, die ihr in dieser Zeit des Schlafens empfängt, nennt ihr schlichtweg Träume, obwohl sie eigentlich die Eindrücke eurer herumschwirrenden Seele sind.“ Unruhig rutschte Pandemia auf ihrem Sessel hin und her. „Demnach könnte euer Geist auch nach Nassuns kommen, doch der Schutzzauber verhindert dies. Kommt er nämlich den Grenzen zu nahe, werdet ihr von alpträumenhaften Bildern heimgesucht, damit euer Geist wieder zurück in seine Hülle kehrt. Ihr schreckt hoch, wacht auf und eure Reise nach Nassuns endet, ehe sie begonnen hat.“

„Das bedeutet“, schlussfolgerte Pandemia, „dass ich all die Jahre diese Alpträume hatte, weil mein Geist oder meine Seele oder was auch immer dieser magischen Welt zu nahe gekommen ist? Aber das“, sie zog nachdenklich mit Daumen und Zeigefinger an ihrer Unterlippe, „erklärt noch immer nicht das Warum. Seitdem ich denken kann habe ich diese Alpträume und das bedeutet, dass irgendein Teil von mir seit langer Zeit schon hierher will. Wieso tut er das? Und wie konnte ich diesen ... Schutzzauber überwinden? Warum heute, warum jetzt, warum überhaupt? Warum das Ganze?“

„Weil du hierher gehörest, Pandemia.“ Ephtalia beugte sich langsam nach vorne. „Deine Vorfahren haben sich nach der Trennung der Welten für ein Leben in Nichtmagie entschieden. Doch dazu bist du nicht bestimmt. Seitdem du auf der Welt bist, will dein Geist hierher. Immer wieder hat er versucht, den Schutzwall zu durchbrechen und heute, an dem Tage da sich deine Geburt jährt, hat er endlich einen Weg gefunden, ihn zu überwinden. Er hat die Grenzen passiert und da dein Körper eben mit ihm durch ein unsichtbares Band verknüpft ist, hat er ihn mit sich gezogen.“

„Warte! Bedeutet das, dass ich dann auch ... ein ... ein ... magisches Wesen bin? Das ist doch unmöglich!“ Pandemia riss ungläubig ihre Augen auf.

„Ja, du bist eine Magierin – zumindest ist dies dein wahres Naturell, das aber noch im Verborgenen liegt, da du zu lange in der nichtmagischen Welt gelebt hast. Du bist so vieles mehr, als du bisher geglaubt hast. Hör einfach auf dein Herz“, Ephtalia zeigte auf ihre Brust, „denn es weiß, dass alles, was ich dir gesagt habe, wahr ist. Es weiß, dass du endlich angekommen bist in deiner Heimat. An jenen Ort, an den du hingehörest.“

„Nein“, prustete Pandemia plötzlich hervor. „Das kann nicht sein. Das wird mir jetzt zu absurd! Ich und eine Magierin? Und das soll meine Heimat sein? Das ist alles nur verrückter, wahnsinniger Traum, aus dem ich jetzt aufwachen möchte. Sofort!“ Sie kniff sich in den Oberarm. Nichts geschah. „Verdammt“, entfuhr es ihr, während sie es ein zweites Mal erfolglos probierte.

„Pandemia, hör mir zu, ich kann dir alles erklären“, bat Ephtalia inständig, doch Pandemia schenkte ihr kein Gehör. Stattdessen zielte sie auf und war in Begriff, sich selbst eine Ohrfeige zu verpassen. Sogleich sprang Ephtalia von ihrem Sessel auf und packte Pandemia inmitten ihrer Bewegung am Handgelenk. Pandemia verspürte ein wohliger warmes Gefühl genau dort, wo Ephtalia sie berührte, doch plötzlich ... Von einer Sekunde auf die nächste brannte ihre Haut wie Feuer und der Schmerz breitete sich in ihrem ganzen Körper aus.

Erschrocken blickte Pandemia hoch. „Was hast du mit mir gemacht“, waren ihre letzten Worte, bevor ihr schwarz vor Augen wurde ...

## **Erwachen**

Ein Röcheln drang aus seiner Kehle, sein Atem ging unregelmäßig. Seit Stunden lag er geschwächt in dem königlichen Bett – zusammengerollt wie ein Embryo und ins Leere starrend. Dunkelheit herrschte in seinem Gemach, das viele Meter unter der Erde verborgen war und von einer kleinen Feuerstelle im Kamin erhellt wurde. Der Gestank von Moder, Fäulnis, abgestandener Luft und Lehm erfüllte den Raum.

Sein Leib war in eine schwarze Felldecke gehüllt. Trotzdem wollte die Kälte, die von ihm Besitz ergriffen hatte, nicht aus seinen Gliedern weichen. Es fühlte sich an, als seien seine Knochen aus Eis und würden sein Fleisch gefrieren lassen.

Er wusste nicht, woher sein unverhoffter Zusammenbruch rührt, doch er hatte eine Ahnung. Eine schreckliche Befürchtung. Konnte es sein? War es möglich? Hatte sie das



Unmögliche vollbracht? Alle Tatsachen sprachen dafür: seine plötzliche Schwäche, die stetig wechselnden Energiefelder und vor allem die Vorahnung, die für ihn nahezu zur Gewissheit geworden war. Eine Gewissheit, wie er sie Zeit seines jahrhundertlangen Lebens erst einmal zuvor empfunden hatte ...

Leise quietschend öffnete sich die große, stählerne Eingangstür. Ein heller Lichtstrahl erleuchtete kurz den Raum. Geblendet blinzelte er und erspähte wie durch einen Schleier hindurch zwei Frauen, die durch den Spalt in seine Gemächer huschten.

Die Erste war groß und schlank. Ihr muskulöser, durchtrainierter Körper glitt grazil durch die schmale Öffnung hindurch. Für den Bruchteil einer Sekunde sah er ihr seidig glattes, karminrotes Haar im Lichterschein schimmern.

Hinter ihr trampelte ein dickes Weib herein, das unachtsam die Türe weiter aufriss, um seinen fettleibigen Körper hindurchzuzwängen. Zerfetzte Kleidung hing an der Frau wie ein alter Sack. Ihm graute.

„Wie geht es Euch?“, hörte er die Rothaarige besorgt flüstern, während die Tür wieder ins Schloss fiel.

Er konnte nicht antworten, brachte nur ein Stöhnen hervor. Ihr Mitgefühl war wie Gift für seine dunkle Seele. Er verachtete sie für ihre Empathie, die für ihn nichts weiter als ein Zeichen der Schwäche war. Er hatte gehofft, sie würde die Last ihrer Vergangenheit endlich ablegen, doch anscheinend hatte sie zu lange in der anderen Welt gelebt, um durch und durch ein Kind der Dunkelheit zu sein.

Seine Antwort nicht abwartend, trat die Frau näher an sein Schlafgemach. Er konnte ihre Schritte auf dem steinernen Boden hören. Als sie bei ihm angekommen war, glitt ihre rechte Hand unter seinen Kopf und zog ihn vorsichtig hoch, bis er in ihren Armen lehnd, halbwegs aufrecht sitzen konnte.

„Trinkt das“, wisperte sie, während sie einen Becher stinkender, dampfender Flüssigkeit an seinen Mund legte und ihm den Trunk einflößte. Widerwillig ließ er die Prozedur über sich ergehen, wohl wissend, dass ihm das Gebräu gut tat. Bereits nach dem ersten Schluck, der seine Kehle hinabgeflossen war, machte sich ein behagliches Gefühl in seinem Inneren bemerkbar und wärmte seine erkalteten Glieder.

„Ich weiß, dass Ihr schwach seid, doch ich muss mit Euch reden“, sprach die Frau, nachdem er den Becher geleert hatte. „Ich habe Besuch mitgebracht, obwohl Ihr mir dies strikt verboten hattet, auch das weiß ich. Sie ist vorhin zu mir gekommen und hat mir eine Nachricht überbracht, die Euch sicherlich interessieren wird.“

Er hatte ihren Worten kaum gelauscht, sondern darauf gewartet, dass endlich wieder Stille herrschte. Stille, die ihn wie eine wohlige Decke der Erleichterung umhüllte. Warum hielt sie nicht immer den Mund?

„Mein Herr, verzeiht mir die Störung“, mischte sich die zweite Frau ein. Ihre Stimme war schrill und ging durch Mark und Bein. Nervös zupfte die Alte an ihrer zerschlissenen Kleidung; ein Rascheln und Knistern war zu hören. „Ich befürchte, ich muss Euch damit belästigen. Ihr wisst, dass ich eine der ältesten Hexen in diesem Land und Euch seit einer halben Ewigkeit treu ergeben bin. Daher würde ich niemals ohne triftige Gründe an Euch herantreten. Doch heute, ja, heute, hatte ich so ein eigenartiges Gefühl. Eine Art Vorahnung, wenn Ihr so wollt. Ihr wisst schon, was ich meine. Ja, natürlich wisst Ihr das. Ihr seid allwissend.“ Beinahe ohne Luft zu holen, hatte die Alte gesprochen. Speichel quoll aus ihren Mundwinkeln hervor und floss über das Kinn hinab. „Auf jeden Fall habe ich die Zeichen gedeutet und Rat bei meinesgleichen eingeholt. Und wir sind uns alle sicher. Naja, so gut wie sicher. Aber immerhin sicher genug, um Euch damit zu behelligen. Denn niemals würden wir

dies tun, ohne einen Beweis für unsere Vermutungen zu haben. Ihr seid immerhin der Meister und als solcher ...“

„Halt den Mund, Weib, oder komme zu einem Ende!“, zischte der Mann. Seine Stimme klang hohl und leer, und es kostete ihn unglaubliche Kraft, zu sprechen. Doch mehr noch strengte ihn das unablässige Geschwafel der Hexe an.

Erschrocken hielt die Dicke inne und pfiff durch eine Zahnlücke.

„Entschuldigt ... Bitte, verzeiht“, sie atmete laut ein und aus. „Gut, ich werde es einfach sagen: Was wir für unmöglich hielten, ist geschehen. Die Grenzen wurden überschritten, die Barrieren durchbrochen und jemand aus Edox wurde zu uns geholt. Und wir glauben, dass dieser jemand niemand Geringeres ist als die längst verschollen geglaubte Erbin. Meister ... wir werden bald wieder in den Krieg ziehen.“